

Königliches Gymnasium zu Salzwedel.

Ostern 1896.



II.

Wissenschaftliche Beigabe zum Jahresbericht:
Aus Heimat und Fremde.

Nach- und Umdichtungen.

Fortsetzung.

Von

Dr. **Gustav Legerloh,**
Direktor.

1896. Progr.-Nr. 253.

U. Menzels Buchdruckerei zu Salzwedel.

95a
13 (1896)

253



Königliches Gymnasium zu Solingen

Offen 1890



Universitäts- und Landesbibliothek
Düsseldorf

und
Landesbibliothek
Düsseldorf

1890

Aus Heimat und Fremde.

Nach- und Umdichtungen.

Fortsetzung.

Von Direktor Dr. Gustav Legerloh.



In der vorjährigen Beigabe zum Jahresbericht hab' ich zunächst Umdichtungen einiger mehr oder weniger zersungener deutscher Volkslieder gegeben. Es handelte sich dort also um Umgestaltung herrenlosen Gutes. Das folgende Gedicht hingegen ist Eigentum eines bekannten Verfassers, des Burkard Waldis, der um 1485 zu Allendorf in Hessen geboren wurde, seit 1523 als Franziskanermönch in Riga lebte, nach den Erfahrungen einer Komreise zur lutherischen Lehre übertrat, seit 1544 Pfarrer im heftigen Abterode war und um 1557 starb. Unser Gedicht findet sich als 87. Fabel des 4. Buches im „Opus ganz new gemacht, durch Burcardum Waldis“, Frankf. 1548. Sie ist zwei Jahrhunderte später von dem Hamburger Dichter Friedrich v. Hagedorn (1708—54) für seine allbekannte Erzählung „Johann, der Seifensieder“ benutzt worden, wie er selber in einer Anmerkung angiebt: „S. die so bekannte Erzählung vom Schuhflücker beym Burcard Waldis . . ., dem La Fontaine, Fab. 143.“ Seine zweite Quelle war also der hochgepriesene französische Fabulist; ja ihm hat sich Hagedorn in dem Aufbau der Erzählung sogar viel enger angeschlossen als seinem deutschen Vorgänger; und auf sein französisches Vorbild ist wohl auch die Verwandlung des ehrlichen Schuhflückers in einen munteren Seifensieder zurückzuführen; freilich ist dabei ein wunderliches Mißverständnis mit im Spiel gewesen. La Fontaines Dichtung (VIII, 2) führt den Titel: Le Savetier et le Financier = Der Schuhflücker und der Finanzmann; Hagedorn scheint nun savetier mit savonnier = Seifensieder verwechselt zu haben, eine Figur, die sich in seiner Erzählung seltsam genug ausnimmt und für den Gegenstand nicht vollständig genug ist. Wenn man auch dem Sprachkennner Hagedorn diesen Schnitzer zugute halten will, so kann man doch gegen den Dichter in ihm kaum die gleiche Nachsicht üben. Selbst wenn dieser in seinem französischen Vorbild ein savonnier gefunden hätte, so hätte er doch so viel Urteil und Mut besitzen sollen, um von dem Franzosen wenigstens in diesem Punkte abzugehen und sich seinem älteren Landsmann anzuschließen; auch die Anlage des Ganzen und die Charakteristik der Hauptpersonen würde dadurch in manchen Stücken gewonnen haben, von dem Grundtone ganz zu geschweigen. Für den Reiz des treuherzigen, biederen, mit schlichter Frömmigkeit gepaarten Humors eines Hans Sachs und seiner Zeitgenossen besaßen unsere damaligen Poeten keine Empfänglichkeit, vollends diejenigen nicht, die wie Hagedorn noch unter dem Einfluß des französischen Klassizismus standen und aus diesem Geiste heraus dichteten; erst Goethe hat das Verständnis für den Lebensodem der Reformationszeit in Kunst und Dichtung wieder erweckt. Hagedorn hat in seiner Erzählung den geistreich wickelnden Ton seines französischen Vorbildes noch überboten, namentlich in gewissen Zusätzen, wie er denn die 49 Verse seiner Vorlage zu 110 Versen ausgesponnen hat, zufällig zu derselben Verszahl, die das altdeutsche Gedicht besitzt, das allerdings noch in einem Anhang von 8 Zeilen nach damaligem Dichterbrauch die Nutzenanwendung anschließt. jene Zusätze Hagedorns sowie der ganze Ton seines Gedichtes sind für ihn selber sowie für seine Zeit recht bezeichnend und haben daher ein litterar- und kulturgeschichtliches Interesse; aber wiewohl mir Hagedorn immer eine anmutende Persönlichkeit gewesen ist, so muß ich doch gestehen, daß mir als Schulmann sein Seifensieder von jeher ein etwas bedenklicher Lehr- und Erziehungsstoff

für jene Altersstufen, denen das Gedicht im Unterrichte dargeboten zu werden pflegt, gewesen ist. Manche Herausgeber von deutschen Lesebüchern haben die Erzählung durch Ausschreibungen und leise Änderungen im Ausdruck für ihre Zwecke zu retten gesucht; in neuerer Zeit begegnet man ihr aber nach meinen Beobachtungen in diesen Büchern immer seltener. Im Hinblick auf den Gegenstand und seinen Grundgedanken ist das eigentlich zu bedauern, und ich möchte empfehlen, dem Burard Waldis den Platz einzuräumen, den man Hagedorn so lange vergönnt hat. In voller Worttreue wird freilich das Gedicht des Alten gerade für die in Betracht kommende Stufe nicht zu gebrauchen sein: Reime wie Stadt und Rat, vergaß und das, lassen und Hausgenossen, hat und Gott — eine Versbildung, die festen Rhythmus mehrfach vermissen läßt und nach der damals herrschenden Praxis auf bloße Silbenzählung (wie noch jetzt in der französischen Dichtung) hinauskommt — eine Sprache, die gar zu altmodisch anmutet, ja dem Laien wohl gar wie eine Verderbung aus unserem heutigen Schriftdeutsch erscheint: alles das kann nicht Kindern dargereicht werden, die in der heutigen Sprache und Verskunst erst befestigt werden sollen. In diesen Stücken hab' ich mir also Änderungen erlaubt, aber in so schonender Weise, wie dies der erziehlische Zweck nur irgend erlaubte; die Wahrung des Tones hab' ich mir ganz besonders angelegen sein lassen. Im wesentlichen ist von mir auf Waldis daselbe Verfahren angewandt, das ich vor einem Jahrzehnt bei zwei Legenden seines Zeitgenossen Hans Sachs in Anwendung gebracht habe, und das die einstimmige Anerkennung der Kritik gefunden. S. Aus guten Stunden S. 298—306. Wie dort hab' ich auch hier der Sprache etwas von jenem altehrwürdigen Kost gelassen, der gerade der Schwank- und Legendendichtung so gut zu Gesicht steht und von unseren Dichtern bis auf den heutigen Tag selbst in Originaldichtungen dieser Art geflissentlich angestrebt wird. Bei dem strengen Maße, das ich hierbei beobachtet habe, befürcht' ich nicht, hierdurch den Sprachsinn des Sertaners oder Quintaners zu verwirren, ebenso wenig wie dies je durch Goethes Legende vom Hufeisen geschehen ist.

Vom reichen und armen Mann.

Zu Lübeck in stolzem Giebelbau
Wohnte ein Bürger mit seiner Frau.
Er saß im Kate gar hochgemut,
War wunderreich an Geld und Gut;
Ließ dennoch nicht vom Rassen und Werben,
Gebrach's ihm schon an Leibeserben;
Ward Tag und Nacht vom Geiz geplagt,
Wie der Poet ja weislich sagt:
Wächst der Mammon, in gleichem Schritt
Wachsen Geiz und Gierde mit.
Nun war in selbiger Stadt ein Brauch
Wie in anderen Städten auch:
Die Häuser waren untergraben
Mit tiefen Kellern, drin Wohnung haben,
Die sich allein vom Taglohn nähren
Und wenig haben zu brechen und zehren.
So wohnte nun auch deselbigengleichen
Ein Armer unter unserem Reichen;
Pflag mit Pechdraht, hölzernen Stücken
Den Leuten das Schuhwerk brav zu flicken;
Ernährte davon schlecht und recht
Sich selbst, sein Weib, sein Kindsgeschlecht.
Und war doch allezeit dabei
Im Herzen fröhlich, frisch und frei.
Des Abends er daheim verblieb,
Sich mit Gesang die Zeit vertrieb.

Des wundert sich der Reiche baß,
Sinn't nach, was sonder Unterlaß
Den armen Pilz nur so erfreut:
„Ich weiß es doch, wie oft er kânt
An Armut, die ihn von je befeßen;
Hat manchen Tag kaum Brot zu essen.
Fürwahr, will keinen Fleiß nit sparen,
Bis ich die Sache recht erfahren.“
Am Sonntagmorgen kurz darnach
Er so zu seiner Frauen sprach:
„Vielliebtes Weib, sei nit verdrossen!
Danieden unsern Hausgenossen
Bitt zu Gast auf diesen Tag
Samt seiner Frauen, auf daß ich mag
Von ihm selber beschieden werden.
Längst schafft mir eine Frage Beschwerden.“
Drauf schickt die Frau den Diener hinab,
Was drunten ein groß Verwundern gab.
Die armen Leutchen han gedacht:
„Was hat nur den Pilz so mild gemacht?“
Doch versagten sie's ihm nicht.
Nach Tische beginnt der Wirt und spricht:
„Ich hab' euch um ein Ding zu fragen;
Drauf wollet mir die Wahrheit sagen.
Ich seh, daß ihr nit viel gewinnet
Und der Ertrag auch flugs zerrinnet,

Sodasß sich euer Plack und Fleiß
Des Hungers kaum zu wehren weiß.
Was wisset ihr von Braten und Wein?
Und könnt doch allzeit fröhlich sein
Am späten Abend und frühen Morgen,
Als mühtet ihr glatt nichts von Sorgen?
Seht mich: ich habe Gelds genug,
Kann essen nach allerbestem Fug,
Mit teuren Weinen mich täglich kröpfen,
Und kann doch solchen Mut nicht schöpfen."

Drauf jener: „Wie sollt' ich mich vergrämen?
Mein Geld kann mir kein Gaudieb nehmen;
Auch wird kein Schindknecht Pferd und Fohlen,
Kuh und Kalb vom Hof mir holen.
Und hab' ich auch nur kleine Nahrung,
So halt' ich auch nur kleine Zehrung,
Verbrauch nit mehr als ich erwerbe,
Weiß, daß ich dabei nit verderbe.
Zufrieden bin ich halt damit;
Was ich nit habe, fehlt mir nit.
Auch morgen, denf' ich, kommt ein Tag,
Der für sich selbstn sorgen mag;
Dazu wird Gott es schon so fügen,
Daß ich finde mein Genügen."

Der Reiche ließ vom weitem Fragen,
Empfand ein Rühren und Behagen:
„Er trägt sein Päcklein Müß so willig,
Drum ist Erbarmen recht und billig."
Läuft hin und holet hundert Gulden:
„Damit bezahlet eure Schulden,
Damit behütet euch vor Not,
So oft euch knappt das liebe Brot."

Des ward der Arme hoch erfreut:
„Das nenn' ich einen Sonntag heut!"
So jubelt er in seinem Keller.
„Das Sümmechen stimmt bis auf den Heller!
Nun gilt's, es weißlich anzulegen!
Zum Hundert hundert, Welch ein Segen!"
Das Wie erwägt er Tag und Nacht,
Womit sich selbst viel Sorgen macht.
Die Arbeit will ihm nicht mehr passen;
Schleicht müd und mürrisch durch die Gassen;
Berlernt das Singen ganz und gar.
Dem Reichen das Ding ein Kästel war.
Er lädt ihn abermal zu Gast.
Freund Till die Gulden zusammenfaßt
Und bringt ihm flugs den Mammon wieder:
„Habt Dank! Ihr meintet's gut und bieder,
Doch seit ihr mir die Gulden gegeben,
Ist mir zergangen mein bestes Leben.
Der Mammon schafft mir nur Verdrießen;
Weiß keiner nimmer zu genießen.
Drum nehmet wieder euer Gut!
Mir frommt allein mein alter Mut."

Wer all sein Denken also richtet,
Daß er sich nur dem Geld verpflichtet,
Der wird gar bald des Mammons Knecht.
Ein Diener gut, ein Herr schlecht:
So nennt das Geld ein weises Wort.
Das wahr' im Herzen wie einen Hort!
Kannst dir das Geld nicht dienstbar machen,
So wirf es in des Teufels Rachen!
Dann wirst du vieler Sorgen frei
Und rettest deine Seel dabei.

Abschied von der Welt.

Nach Philipp Nicolai, geb. 1556 zu Mengerlinghausen in Waldeck, gest. 1608 als Hauptpastor von St. Katharinen in Hamburg. — Das Lied in seiner ursprünglichen Gestalt findet sich in unserem Altmärk. Gesangbuch Nr. 524. Es ist von übermäßiger Länge (12 Strophen) und ohne klaren Gedankengang, zeigt jene sprachlichen und metrischen Unebenheiten, die der Dichtung des 16. Jahrhunderts überhaupt eigen sind, und enthält manches Spielende und Geschmacklose, wie es im besondern die Kirchenlieder Nicolais kennzeichnet, seine besten und bekanntesten Schöpfungen (Wie schön leuchtet der Morgenstern — Wachet auf! ruft uns die Stimme) nicht ausgenommen. Selbst diese werden denn auch fast nirgends mehr in unveränderter Form gesungen, sondern haben sich größere oder geringere Umgestaltungen gefallen lassen müssen. Was ich im vorliegenden Falle biete, ist eine volle Umdichtung, bei der kaum ein Stein auf dem anderen geblieben; das Gold, das die Vorlage trotz allem enthält, ist hoffentlich gewahrt. Das anmutende Versmaß des Originals ist beibehalten; der Wechsel von längeren und kürzeren Zeilen ist für Nicolai überhaupt charakteristisch.

1. So sag' ich nun der Welt Ade,
Lass' sie mit Freuden fahren.
Ihr Dienst, er schuf mir nichts als Weh
In langen, bösen Jahren.
Einst schien ihr Sold
Mir eitel Gold.
Ich weiß es nun gar anders.

2. Der Hirsch, die Ratter an der Brust,
Schreit nach dem frischen Brounen:
So lechzt' ich nach dem Strom der Lust,
Von Adams Schlang' umspinnen.
Doch labt und lezt
Mein Herz sich jetzt
Am Quell des ew'gen Lebens.

3. Zwar manche Jünger dieser Welt,
 Manch' alte Fahrtgenossen,
 Sie stehn jezt wider mich im Feld
 Mit ihres Hohns Geschossen.
 Doch süht Geduld
 Manch' alte Schuld;
 Drum trag' ich sonder Murren.

4. Doch laß, o Herr, mich nicht zu lang
 Auf dein Erbarmen warten!
 D führ' mich bald aus Sturm und Drang
 In deinen Friedensgarten,
 Daß ich im Licht
 Dein Angesicht
 Mit den Propheten schaue.

Umdichtungen von 2 Kirchenliedern des 17. Jahrhunderts hab' ich schon früher gebracht (Aus gut. Stud. S. 295—97).

Hieran mögen sich einige Übertragungen mundartlicher Dichtungen in unser heutiges Schriftdeutsch schließen. Ob Hebel übertragbar sei, hab' ich selber so gut wie noch gar nicht erprobt. Joh. Georg Jacobi, der die allemannischen Gedichte gleich nach ihrem Erscheinen in dem Wochenblatt für das Land Breisgau (1803) und in dem von ihm gegründeten Taschenbuch *Fris* (1804) mit größter Anerkennung besprach, empfahl gleichzeitig eine Übersetzung derselben, um sie dadurch auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen; ja er gab sogar selber drei Proben. Allerdings war er sich der besonderen Schwierigkeit dieser Aufgabe wohl bewußt; er verlangte eine Meisterhand für ihre Lösung und wünschte, daß ein Mann von jenem seltenen Talente, womit Herder jede unter einem entfernten Himmel sprossende Blume in den einheimischen Boden zu verpflanzen wisse, die allemann. Gedichte mit einigen unumgänglichen Auslassungen und Veränderungen übertrüge. Und schon 1803 weiß Hebel seinen Freunden zu melden, daß Fieß seine „Kinder umkleiden“, d. h. übersetzen wolle. Es erfolgten denn auch früher und später Übersetzungen der ganzen Sammlung: von einem ungenannten Verfasser, Bremen und Aurich 1808; von Scheffner, Königsberg 1811 (2. Aufl. 1817); von Girardet, Leipzig 1821; von Adrian, Stuttgart 1824; von v. Buddberg, Heidelberg 1826; von Robert Reinick, Leipzig 1851 (4. Aufl. 1869). Als wirklich gelungen kann auch nicht eine bezeichnet werden, selbst nicht die letzte, obwohl sie einen wirklichen Dichter zum Verfasser hat, der überdies in seinem liebenswürdigen Humor eine gewisse geistige Verwandtschaft mit Hebel besitzt. Jean Paul, gleichfalls ein großer Bewunderer der allem. Gedichte, wie seine Ankündigung derselben beweist (Schreiben an den Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt 1803), hat im Gegensatz zu Jacobi vor einer Übertragung Hebels ausdrücklich gewarnt: „Nur die Mundart jenes Landes . . . spricht das zarte, spielende Musenkind; und mit der schwäbischen Mundart entzöge man ihm seine halbe Kindlichkeit und Anmuth.“ Auch Hebel selber verwarf Jacobis Vorschlag; er äußerte sich zu einem Freunde, eine schriftdeutsche Übertragung seiner Gedichte komme ihm vor wie ein einfaches Landmädchen, das in fremdem, städtischem Putze in hoher Gesellschaft eingeführt werde. Einen ganz vereinzelt Übertragungsversuch hat Hebel auf Jacobis Anregung aber doch unternommen, und zwar mit dem „Abendstern“ (*Fris* 1804). Doch bei allem Streben nach möglichst treuer Wiedergabe des Originals hat er dennoch ziemlich viele und nicht gerade unbedeutende Änderungen für nötig erachtet. Und der Hebelübersezer würde in der That wohl die Gabe der Nach- und Umdichtung zugleich besitzen müssen. Mit dem einzigen Proßchen von Nachdichtung („Der Winter“), das ich versucht und unlängst dem Urteil dreier feinfühligere Verehrerinnen der mundartlichen Muse Hebels unterbreitet habe, ist es mir nicht geglückt; mein eigenes ästhetisches Gewissen, hat schließlich Recht behalten. Es soll und wird mir nicht begegnen, was Tiedge an sich erfahren: von den allem. Gedichten gleich bei ihrem Erscheinen aufs höchste entzückt, habe er sich sofort bemüht sie mit Aufbieten seiner besten Kräfte in das Hochdeutsche (d. i. Schriftdeutsche) zu übersetzen; aber kaum damit fertig, habe er sich überzeugt, daß die wunderliebliche Einfalt und Anmut des Originals unübertragbar sei, und er habe daher seine Übersetzung dem Kaminfeuer überwiesen. Es giebt allerdings eine kleine Gruppe unter den allem. Gedichten, die ganz wohl übertragbar sein dürfte: gewisse Gelegenheits- und „Loyalitätsdichtungen“; aber sie sind das Schwächste in der ganzen Sammlung und könnten ganz wohl fehlen, ohne daß das Bild der dichterischen Persönlichkeit Hebels eine Einbuße erführe. Inhalt und Sprachform decken sich hier nicht; der Dialekt ist bloße Maske.

Eine Folge dieser scharf ausgeprägten Lokaleigentümlichkeit des echten Hebel ist es denn freilich gewesen, daß er selbst in den höchst gebildeten Kreisen mehr genannt und gelobt als wirklich gekannt wird, da man vielfach die Mühe scheut in seine Mundart sich hineinzulesen. Das ist nicht erfreulich — nicht für den edlen Dichter, nicht für das deutsche Volk. Wie hoch Goethe von dem Schätze Hebelscher Poesie gedacht hat, ist ja wohl bekannt. Da sollten denn auch hier die höheren Schulen ihres Amtes walten und in einer der oberen Klassen einige Wochen darauf verwenden, um ihren Zöglingen den allem Dichter im Originale zuzuführen. Dankbar aufgenommen wird es, das weiß ich aus eigenster Erfahrung; und ein schöner Gewinn für die Kenntnis der geschichtlich-geographischen Entwicklung der Muttersprache fällt auch noch dabei ab und ergänzt den altdeutschen Unterricht der Obersekunda aufs beste. Ich fürchte, daß unsere Anstalt in diesen Bestrebungen für heute noch ganz allein dasteht.

Bei Reuter wird die Frage der Übersetzbarkeit kaum anders liegen; auch hab' ich von dem Versuche einer hochdeutschen Übertragung auch nur eines einzigen Werkes von ihm bis jetzt nichts gehört. Von Klaus Groth behauptet sein Landsmann Friedrich Hebel daselbe; aber nach meiner Überzeugung steht die Sache doch anders. Daß thatsächlich mehrere Übersetzungen im Druck erschienen sind — von Hoffmann, Braunschweig; von S. J., Gotha 1856; von Otto, Braunschweig 1856; von v. Winterfeld, Berlin 1856; von Berchem, Crefeld 1866 — das kann natürlich noch nichts beweisen, um so weniger, als Klaus Groth selber auf diese Übertragungen im allgemeinen sehr schlecht zu sprechen ist, wie aus Briefen des Dichters an mich hervorgeht. Ich für meine Person habe allerdings immer das Gefühl gehabt, daß gar manches aus dem Quickborn wohl übertragbar sei und in einer hochdeutschen Nachdichtung nicht notwendig eine Einbuße erleide. Mehrfache Übersetzungsproben von mir selber, die ich Frauen von unbefangenen Urteil und natürlichem Empfinden gelegentlich vorgelesen habe, fanden ungeteilten Beifall, was mich ermutigte, 10 dieser Nachdichtungen meinem Werke Aus guten Stunden (S. 243—53) einzuverleiben. Unter den vielen Besprechungen, die dem Buche zuteil geworden sind, hat meines Wissens nur die Kieler Zeitung, wohl in einer Art von Lokalpatriotismus, jene Nachdichtungen, und zwar grundsätzlich, verworfen. Um so angenehmer wurde ich bald darauf durch einen Brief des Dichters selber überrascht, der mir seine herzliche Anerkennung und zugleich den Wunsch aussprach, daß ich ihn ganz übersetzen möchte, da dies seiner Verbreitung nur förderlich sein könne. Aus dieser ersten gegenseitigen Annäherung haben sich seitdem freundschaftliche Beziehungen zwischen uns entwickelt, die zum weiteren schriftlichen und mündlichen Gedankenaustausch über Dialekte und Dialektdichtungen geführt haben. Dem oben erwähnten Wunsche des Alten vom Kieler Schwanenwege hab' ich nun freilich nicht entsprochen und nicht entsprechen können, teils aus Mangel an Muße, da ich gerade im letzten Jahrzehnt durch anderweitige schriftstellerische Arbeiten sehr stark in Anspruch genommen war, teils infolge meiner Überzeugung, daß vieles von Klaus Groth nach Inhalt und Form gerade so unübersetzbar sei wie Reuter und weitaus das meiste von Hebel. Nicht eben wenig verträgt aber eine hochdeutsche Nachdichtung durchaus, und zwar nicht etwa Minderwertiges, wie dies bei Hebel der Fall ist, sondern gerade Lieder von höchstem poetischen Gehalt. Es ist doch an und für sich schon bemerkenswert, daß bei Klaus Groth neben der niederdeutschen Dichtung eine ziemlich umfangreiche hochdeutsche einhergeht: die Gesamtausgabe seiner poetischen Werke (Kiel und Leipzig 1893) bietet im 4. Bande fast 200 Seiten Hochdeutsches (250 Gedichte), und zwar aus vollen drei Jahrzehnten. Das ist dem Umfang nach ungefähr so viel, als Hebel Dialektdichtungen geschaffen hat; die Gedichte in hochdeutscher Sprache treten bei diesem so sehr zurück, daß D. Behaghel in seiner neuen Ausgabe von Hebels Werken (142. Band der von Jos. Kürschner im Verlage von W. Spemann herausgegebenen Deutsch. National-Litteratur) sie ganz übergehen zu dürfen gemeint hat. Das ist freilich nicht zu billigen; denn es finden sich 4 schöne Gedichte darunter. Immerhin spielen diese 22 Seiten hochdeutscher Dichtungen (Müllersche Ausgabe der Werke Karlsruhe 1853), wozu man noch die 31 Seiten Rätsel, Charaden und Logogryphen nehmen mag, in der Hebelschen Poesie keine wesentliche Rolle: so sehr ist Hebel in seinem Dichten Allemanne, so sehr empfand er für den besonderen Inhalt, den er darstellen wollte, seine heimatliche Mundart als eine Naturnotwendigkeit. Wie anders Klaus Groth! In dem Vorwort zu seinen hochdeutschen Hundert Blättern Paralipomena

(An Prof. Karl Müllenhoff, Kiel 1. Febr. 1854) bekennt er selbst, daß darin „Stimmungen, Gedanken und Betrachtungen einen Ausdruck suchten, die im Plattdeutschen nicht zu ihrem Recht kommen konnten.“ Ich meine, wie bei Hebel gewisse Gelegenheitsgedichte und ganz vereinzelt Stellen anderer Gedichte nicht dem Heimatsboden des Riesenthales entsprossen sind und den Dialekt wie ein fremdes Kleid angethan haben, so sei auch in der zweiten Hälfte des zweiten Quickbornbandes manches nicht unverfälschtes Ditmarschen-Gewächs und die plattdeutsche Sprachform, z. T. auch das Versmaß, nicht die mit dem Baum von selbst gewachsene Rinde, sondern ein der Reflexion entstammtes Außending. Klaus Groth ist ein bewusster und zäher Kämpfer für die Gleichberechtigung des Plattdeutschen mit der gegebenen Schriftsprache und möchte eben „die Fähigkeit der sächsischen Sprache nach allen Richtungen hin erproben“, ja als vorhanden erweisen. Sein poetisches Schaffen ist daher nicht nur eine dichterische, sondern auch eine sprachgeschichtliche That von weittragenden Folgen gewesen. Aber ich glaube, daß er in seinem Eroberungseifer hier und da eben zu weit gegangen. Um von dem Inhalt mancher Gedichte ganz abzusehen, so finde ich z. B. doch die Sonettenform in mundartlicher Poesie befremdlich. Ich stimme Friedrich Hebel zu, der in einer Besprechung der „Ditmarschen Gedichte“ von Johann Meyer (Wiener Zeitung 1859) erklärt dem Verfasser der Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch nicht Recht geben zu können, „wenn er daraus, daß Alles Plattdeutsch gesagt werden kann, den Schluß zieht, daß auch Alles Plattdeutsch gesagt werden darf.“ Zu den ästhetischen Bedenken müßten auch noch sehr ernste nationale treten, wie Hebel gleichfalls betont. Eine plattdeutsche Bibel, für die Klaus Groth in der That eintritt, würde, wenn sie nicht bloß ein anziehender Gegenstand der Forschung für den Germanisten sein, sondern ein wirkliches Volksbuch für alles, was Niederdeutsch spricht und versteht, werden soll, eine Gefährdung der mühsam genug errungenen deutschen Einigkeit und Einheit bilden. „Mit Entfernung der hochdeutschen [Bibel] ist die Brücke zwischen dem Volk, dem doch eben genützt werden soll, und der hochdeutschen Kultur . . . zerstört.“ Von einer zu weit getriebenen Dialektdichtung gilt ähnliches. Wir haben sie ja vom Anbeginn unserer Litteratur bis zur Hohenstaufenzeit und dann wieder vom 14. bis 16. Jahrh. in voller Ausschließlichkeit gehabt, und unser nationales Leben hat schwer genug darunter gelitten, daß unserem Volke das einigende Band einer allgemeinen Schriftsprache so lange gefehlt hat. Das alte Griechenland mit seinen Stammsprachen und seiner Stammlitteratur im Gegensatz zu dem auch sprachlich straff zusammengefaßten Römertum kann ein warnendes Beispiel sein. Ohne Luther und Dpiß, die ein gemeinsames Schriftdeutsch für Prosa und Poesie mit heißem Bemühen durchgesetzt, ohne Klopstock und Lessing, Goethe und Schiller und all die anderen Geistesheroen, die im vorigen Jahrhundert mit diesem überkommenen Pfunde gewuchert und eine allgemeine deutsche Nationallitteratur geschaffen haben, kein Bismarck, kein Kaiser Wilhelm, kein neues deutsches Reich. — Im Unterschiede von Hebel, der trotz seiner sonstigen geistigen Gesundheit doch gleich so vielen seiner Zeitgenossen an politischer Gleichgiltigkeit krankt und seinen Blick nur selten über die Grenzpfähle seines Heimatländchens hinaus auf die großen Lebensverhältnisse seines Volkes schweifen läßt, ist Klaus Groth, auch darin das Kind eines neuen Zeitbewußtseins, eine politisch gerichtete Persönlichkeit von bestimmtem Gepräge, ein stammer Schleswig-Holsteiner und Großdeutscher zugleich, der mit voller Herzensteilnahme alle Bewegungen seiner engeren und weiteren Heimat begleitet, in seinen Dichtungen ihr einen kraftvollen Ausdruck verliehen und durch diese fördernd und erhebend in die nationalen Regungen der Volksseele eingegriffen hat. Aber trotzdem bleib' ich dabei, daß er in der Theorie und vereinzelt auch in der Praxis über die Grenzen hinausgegangen sei, in denen die Dialektdichtung sich zu halten hat. Ich unterscheide in seinen plattdeutschen Gedichten drei Gruppen: eine nach Inhalt und Form echt landschaftliche und daher unübersetzbare — eine zweite, die inhaltlich in ein höher liegendes Kulturgebiet hineinlangt und in dem niederdeutschen Sprachgewand ein Kleid von fremdartigem Schnitt umgehängt bekommen hat; sie ist natürlich in jene Sprachform übertragbar, die ihr der Dichter selber von vornherein hätte geben sollen; übrigens steht sie an poetischem Werte der ersten und dritten Gruppe im allgemeinen nach. Diese dritte Gruppe liegt in der Mitte zwischen den beiden anderen: sie bietet ein schlicht volksmäßiges Denken und Empfinden, aber nicht von beschränkt lokalem, sondern von

allgemein deutschem, 3. T. sogar von allgemein menschlichem Charakter. Hierfür stehen auch dem Schriftdeutschen alle Farben zur Verfügung. Daher mag der Übersetzer getrost auch an diese Gruppe herantreten, nur muß er vorher „dem Volke aufs Maul gesehen“ haben, wie es redet, und beim deutschen Volksliede und bei Lyrikern wie Goethe, Heine, Geibel in die Schule gegangen sein. Bei den beiden letzten Gruppen kann es sich natürlich nur um möglichst treue Nachdichtung, nicht um freie Umdichtung handeln. Die Aufgabe ist eine sehr schwierige; ich kann versichern, daß mir diese Übertragungen mehr Mühe bereitet haben als eine Verdeutschung der Antigone des Sophokles, einige Chor- und kommatische Stellen ausgenommen. Ich will nur wünschen, daß man den folgenden Proben jene Mühe nicht anmerke, und daß sie bei dem Dichter selber die gleiche freundliche Aufnahme wie ihre Vorgängerinnen in den Guten Stunden finden möchten. Im übrigen sei noch betont, daß wie Hebel so auch Klaus Groth mit einer Auswahl im Grundtext eine Stelle im deutschen Unterricht der Oberlassen bekommen müsse. Bei uns hat er sie schon seit längeren Jahren; und ich habe beobachtet, daß der Ditmarsche der niederdeutschen Jugend noch mehr ans Herz greift als der Allemanne. Das liegt natürlich an der Mundart; es liegt zugleich aber auch daran, daß bei dem nordischen Dichter die Ballade und das Lied, die bei dem badischen Oberländer so gut wie ganz fehlen, mit ausgezeichneten Stücken vertreten sind. Auch wirkt bei Hebel die Lehrhaftigkeit zuweilen störend; Klaus Groth, der ursprüngliche Schulmeister, weiß fast gar nichts davon, sondern läßt die Stoffe durch sich selber wirken.

Dank für einen Strauß von Feldblumen.

- | | |
|--|---|
| <p>1. Ein Strauß so recht aus Busch und Feld,
Wie labt er mein Gemüt!
Er zeigt, wie schön die große Welt,
Wie's in ihr grünt und blüht;</p> <p>2. Wie alles, was sich ringt zu Tag,
Gleich schmuck und hold erscheint
Fürs Auge, das zu sehn vermag,
Und die Hand, die pflückt und eint.</p> | <p>3. Ein Strauß aus dieser schönen Welt
Sind meine Lieder auch:
Wie Blumen pflückt' ich sie im Feld
Und eine sie nach Brauch.</p> <p>4. Und wer sich frent an Klang und Sang
Von unsrer Sprach' und Art,
Der weiß, daß sich ein Wiederklang
Im Strauß mir offenbart.</p> |
|--|---|

Das Haus.

1. Da steht wohl ein Häuschen von Eichen umhegt,
Des Abends so still, daß kein Mäuschen sich regt.
Da scheint aus den Blättern ein Lichtlein so blank —
Die Alte im Lehnstuhl, und sie auf der Bank.
2. Das strahlt mir ins Auge, das zieht mir zu Sinn,
Das lockt mich im Schummern gar heimlich dahin:
So warm und so lauschig, so traulich beglückt!
Da tret' ich ans Fenster, da schau' ich entzückt.
3. Und sitzen wir plaudernd ums Licht auf der Bank,
So scheint mir ihr Wänglein noch einmal so blank.
Dann ist es so stille, man hört keine Maus:
Gern blieb' ich auf immer und muß doch nach Haus.

Der Garten.

- | | |
|---|---|
| <p>1. Leben, ach, wie ist's so süß,
Sterben wie so schwer!
Und der Kirchhof ist so nah,
Dicht am Garten her.</p> <p>2. Muß so oft nach Kreuz und Stein,
Auf zum Monde sehn;
Und dann hör' ich still und ernst
Dort die Kirchuhr gehn.</p> | <p>3. Und doch duftet Blum' und Busch,
Und mein Herze schwillt —
Sieh, und unterm Apfelbaum
Steht ein liebes Bild.</p> <p>4. Komm, das Leben ist so süß,
Tod wohl nur ein Traum.
Laß uns sehn nach Blum' und Busch
In des Kirchhofs Raum.</p> |
|---|---|

☉ Lach einmal!

1. O mach mir nicht das Herz so schwer!
So lach und freu dich doch einmal!
Die Lerche singt vom Himmel her,
Die Nachtigall im Thal.
2. Was starrst du in die Abendglut?
Rings grünt und blüht es doch so reich,
Der Vogel jauchzt voll Übermut,
Und du bist still und bleich.

Johann.*)

1. Selbänder gingen wir aufs Feld,
Selband zur Ruh, Johann;
Selbänder saßen wir am Tisch —
So wurden wir grau, sieh an!
2. Bergauf so leicht, bergab so schwer,
So manches, manches Jahr —
Und bist mir noch so lieb, Johann,
Wie einst im braunen Haar.

Wenn die Lerche zieht.

1. Ade, ade! Der Sommer geht.
Ade bis nächstes Jahr!
Ade, ade! Das Laub verweht.
Mein Herz pocht wunderbar.
2. Ich sang wohl eine schöne Zeit,
Wohl manchen Sommertag;
Nun reis' ich mit, nun reis' ich weit,
Gen Süd, der Sonne nach.

Abendfrieden.

1. Die Welt liegt wie im Traume,
Es ist so still umher;
Man hört im weiten Raume
Nicht Lachen noch Weinen mehr.
2. Die Blätter flüstern leise
Gleich wie ein Kind im Schlaf;
Das ist die Schlummerweise
Für Weidekuh und Schaf.
3. Des Dorfes Häuser verschwinden,
Vom Nebelschleier umwallt;
Nur noch ein Raunen von Stimmen,
Das drüben müde verhallt.
4. Hier noch ein Kind beim Grasen.
Rings webt es wie Friedensgruß,
Daß selbst dem schüchternen Hasen
Nicht graut vor meinem Fuß.
5. Das ist der Abendfrieden,
Der, frei von Lärm und Spott,
Zum Beten uns beschieden.
Hör' mich, du frommer Gott!

Großmutter.

1. Großmutter hockt im Lehnstuhl
Mit ihrem Postillenbuch.
Ich weiß es nicht, die Alte,
Sie liest sich nie genug.
2. Sie guckt sich durch die Brille
Die Augen schier noch blind.
Wohl ist sie noch brav rüstig,
Doch längst nicht mehr ein Kind.
3. Heut morgen ist sie vollends
Verseffen und verpicht:
Der Mops zerzt ihr am Nacken,
Sie aber sieht es nicht.
4. Sie merkt nicht, daß der Kater
In ihrer Nachtmütz liegt
Und der Kanarienvogel
Ihr auf die Finger fliegt.
5. Auch scheint die Sonne so freundlich,
Färbt ihr die Backen rot —
Du lieber Gott im Himmel,
Die Alte . . . sie ist tot.

Das Fischerhaus.

1. Das Fischerhaus liegt öd' und leer,
Zerbrochen ist die Thür.
Es geht und kommt das graue Meer,
Sie kommt nicht mehr herfür.
2. Sie kommt nicht mehr, so frisch und schön,
Als stieg sie aus der Flut,
So licht, als kam aus Himmelshöhn
Der Maimond frohgemut.
3. Die Welt blickt öde wie das Grab,
Und düster wogt das Meer:
Mein lichter Mond, er sank hinab
Und kehret nimmermehr.

*) Angeregt und beeinflusst durch Burns' gemütvolles und formschönes Lied John Anderson (vgl. Ausg. gut. Stund. S. 166). Auch noch bei einigen anderen Gedichten von Kl. Gr. ist im Inhalt oder in der Form oder in beiden ein Einfluß des schott. Sängers bemerkbar, der zu seinen Lieblingsdichtern zählt, wie ich von ihm weiß; am liebsten würde er ihn ins Plattdeutsche überetzt sehen; zwei Gedichte hat er selber von ihm übertragen und dem Duidborn einverleibt. Unter unseren deutschen Dichtern wüßte ich keinen, der dem Pflüger von Ayrshire verwandter wäre als Klaus Groth.

Wir betreten nun fremden Boden.

Schottisches und Englisches.

Ich bringe zunächst drei alte schott. Volksballaden: Edward — Patrick Spence — Die Blutbrüder. — Den Urtext der Edward-Ballade findet man in Percy's Reliques of ancient English Poetry I, 1 Nr. 5 (Londoner Ausgabe v. 1840 S. 15), in Child's English and Scottish Ballads (Boston 1857) II, 225, in Aytoun's Ballads of Scotland (Edinb. u. Lond. 1858) II, 18. Sie ist bekanntlich schon von Herder übertragen. Da er sie seinen „Stimmen der Völker in Liedern“ (2. Abteil. VI Nr. 16), also einer Volkslieder Sammlung eingereicht hat, so ist er darauf bedacht gewesen, seiner Übersetzung eine Sprachform zu geben, als ob sie ein älteres deutsches Volkslied sein könnte. Das ist ihm auch fast durchgängig gelungen, und für den Zweck, den er mit der Sammlung verfolgte, war sein Verfahren auch gewiß das richtige. Mein Ziel war bei einer solchen Einzeldichtung ein anderes: kein literargeschichtliches, sondern ein rein ästhetisches; ich wollte unter Wahrung der größten Treue in Inhalt, Grundton und Versform eine Nachdichtung liefern, die den Forderungen unserer heutigen Kunstpoesie entspräche und für jedermann lesbar wäre. Die Sprache ist demgemäß um ein wenig höher gegriffen, doch ohne die volkstümliche Schlichtheit zu verleugnen. In den Fragen der Mutter Str. 1, 3. 2, 3. 3, 8 hab' ich etwas von Steigerung hineingebracht; das Original ist hier etwas matt.

Edward.

- | | |
|---|---|
| <p>1. „Was tropft dein Schwert von Blut so rot,
Edward, Edward?
Was tropft dein Schwert von Blut so rot?
Mein Sohn, was bist du so bleich? Dh!“
„Ach, meinen Falken schlug ich tot,
Mutter, Mutter!
Ach, meinen Falken schlug ich tot.
Kein zweiter kommt ihm gleich. Dh!“</p> <p>2. „Deines Falken Blut war nimmer so rot,
Edward, Edward!
Deines Falken Blut war nimmer so rot!
Mein Sohn, was bebt dein Mund? Dh!“
„Ach, meinen Jagdhengst schlug ich tot,
Mutter, Mutter!
Ach, meinen Jagdhengst schlug ich tot.
Wie stolz durchstrich er den Grund! Dh!“</p> <p>3. „Dein Hengst war alt, und noch mehr sind dein,
Edward, Edward!
Dein Hengst war alt, und noch mehr sind dein.
Mein Sohn, was fiebert dein Blut? Dh!“
„Ach, ich erschlug den Vater mein,
Mutter, Mutter!
Ach, ich erschlug den Vater mein!
O weh, das brennt wie Blut! Dh!“</p> <p>4. „Und welche Buße nun willst du thun,
Edward, Edward?
Und welche Buße nun willst du thun,
Mein Sohn, für solche That? Dh!“</p> | <p>„Mein Fuß soll nimmer auf Erden ruhn,
Mutter, Mutter!
Mein Fuß soll nimmer auf Erden ruhn;
Das Meer ist nun mein Pfad. Dh!“</p> <p>5. „Was machst du mit deinem Schloß und Turm,
Edward, Edward?
Was machst du mit deinem Schloß und Turm?
Die ragen so hoch und hehr. Dh!“
„Zertrümmern sollen sie Sturm und Wurm,
Mutter, Mutter!
Zertrümmern sollen sie Sturm und Wurm.
Hier rast' ich nimmermehr. Dh!“</p> <p>6. „Was läßt du den Kindern und deinem Weib,
Edward, Edward?
Was läßt du den Kindern und deinem Weib,
Wenn du nun irrst durchs Meer? Dh!“
„Auch Bettelbrot nährt zarten Leib,
Mutter, Mutter!
Auch Bettelbrot nährt zarten Leib.
Sie schau' ich nimmermehr. Dh!“</p> <p>7. „Was läßt du der lieben Mutter als Trost,
Edward, Edward?
Was läßt du der lieben Mutter als Trost?
Mein Sohn, mein Sohn, mein Sohn! Dh!“
„Den Fluch der Hölle! Ihn hast du erlost,
Mutter, Mutter!
Den Fluch der Hölle! Ihn hast du erlost
Durch Schlangenvort und Hohn. Dh!“</p> |
|---|---|

Die Ballade von Patrick Spence ist in zwei Formen überliefert; Perc.'s Rel. (I, 1 Nr. 20) kennen nur die kürzere Form von 11 Strophen, Child (III, 147. 162) und Aytoun (I, 1) hingegen bieten auch die längere von 23 Strophen. Herder, dem nur Percy zu Gebote

stand, hat die kürzere Form für die *Stimm. d. Völk.* (2. Abteil. VI Nr. 4 *Der Schiffer*), D. L. B. Wolff die längere für seine *Halle der Völker* (Frankf. a. M. 1837 — I, 60), Rosa Warrens beide Formen für ihre *Schottischen Volkslieder der Vorzeit* (Hamburg 1861 — S. 72–79) übertragen, alle drei unter Anwendung jenes Herderschen Verfahrens, das ich in der Vorbemerkung zur *Edward-Ballade* gekennzeichnet habe. Mein Ziel ist auch diesmal ein abweichendes gewesen; ja ich habe bei der Beschaffenheit der beiden Vorlagen sogar geglaubt bei einer Nachdichtung überhaupt nicht stehen bleiben zu dürfen, sondern zu einer Umdichtung übergehen zu müssen. Meine Umformung zählt 15 Strophen: ich habe von Ausschreibungen, Hinzufügungen und Änderungen Gebrauch gemacht, um der Ballade straffere Einheit, rascheren Gang, klare Motivierung und gefällige Lesbarkeit zu verleihen. Ich kann sie daher mit einem gewissen Rechte als meine Schöpfung in Anspruch nehmen. — Die Ballade hat eine geschichtliche Grundlage: 1281 ward Margarete, Tochter König Alexanders III von Schottland, dem König Erich von Norwegen verlobt. Der Held unserer Ballade führt die Braut ihrem Verlobten zu. Die kürzere Form der Dichtung weiß von dieser Veranlassung zur Fahrt schon nichts mehr und ist in manchen Punkten durch Strophenverlust fast unverständlich geworden. Die geschichtlichen Namen kennt auch die längere Form nicht; den einen Namen hab' ich eingefügt, den anderen durch einen in der schottischen Königsgegeschichte geläufigeren ersetzt. Die Ballade bezeichnet in einer Schlußstrophe die Gegend von Aberdour am Forth als die Stelle, wo Spence mit seiner ganzen Mannschaft auf dem Meeresgrunde „fünzig Faden tief“ ein Grab gefunden habe. Nach Aytoun befindet sich auf einer der orkadischen Inseln Norwegen gegenüber ein großer Grabhügel, den die Einwohner seit unvor-denkllichen Zeiten „das Grab des Herrn Patrick Spence“ genannt hätten. — Wodanstag = Mittwoch, engl. noch jetzt Wednesday; die meisten unserer Wochentage führen ja ihre Namen nach germanischen Gottheiten.

Patrick Spence.

- | | |
|--|--|
| <p>1. Herr Patrick Spence sitzt wohlgenut
Und trinkt blutroten Wein.
Der Schneesturm heult um Schottlands Strand,
Sein Schiff ruht drunten am Stein.</p> <p>2. Da pocht es fet — ein junger Fant
Bringt wunderbreiten Brief.
Ein mächtig Siegel! Warum verneigt
Der Alte sich so tief?</p> <p>3. „Herr Patrick, mein getreuer Knecht“, —
„Das bleib' ich, früh und spat“ —
„Löst euer Drachschiff flugs vom Holm!“ —
„Wer riet so bösen Rat?“ —</p> <p>4. „Der Brautdienst ruft! Troß Bö und Flut
Muß gleich gefahren sein:
Herr Erich warb für Norwegs Thron
Um mein Herztöchterlein.“ —</p> <p>5. Sie lichten die Anker Montags früh
Und kreuzen der Salzflut Schaum;
Sie steigen am zweiten Wodanstag
An Norwegs Felsenfaum.</p> <p>6. Herr Erich küßt den Boten gut
Und rüstet Fest auf Fest,
Daß scheeler Neid manch Nordlandsherz
Nicht rasten und ruhen läßt.</p> | <p>7. „Ihr Herren verpraßt des Königs Gold
Zwo lange Wochen schier.
Aus bleicher Furcht vor Bö und Flut
Verliegt ihr euch allhier.“</p> <p>8. „Das lügt ihr frech! Ich brachte mit
Viel reiches Königsgut.
Das lügt ihr frech! Kein Schottenherz
Bebt nie vor Bö und Flut.“ —</p> <p>9. Sie waren kaum drei Meilen weit
Gefahren über See:
Der Sturm heult laut, der Tag erlischt,
Wild tanzen Hagel und Schnee.</p> <p>10. Der Drache stöhnt, doch ringt mit Macht,
Ein kampferprobter Held;
Der Nordsturm rast und schäumt vor Wut —
Wer räumt zuerst das Feld?</p> <p>11. „Jung Francis, komm zum Achterdeck
Und nimm das Steuer zur Hand!
Den hohen Toppmast klimm' ich hinauf,
Zu spähn nach Licht und Land.“</p> <p>12. Herr Patrick mochte kaum drei Schritt
Nach vorn gegangen sein,
Da drückt des Sturmes Riesenarm
Dem Drachen die Rippen ein.</p> |
|--|--|

13. „Herbei das letzte Segeltuch,
Das letzte Linnen der Truh!
Und stopft dem Drachen treu und gut
Die weite Wunde zu!“ —

14. Lang wartet auf Schottlands Felsenstrand
Ein graies Frauenbild;

In Sehnsucht schmückt ihr dunkles Haar
Manch Weiblein süß und mild.

15. Laßt ab! Held Patriek schläft am Grund,
Die Jungen um ihn her.

Herr Robert, gleich getreuen Knecht,
Den findet ihr nimmermehr.

Die Blutbrüder sind eine Umdichtung der alten schott. Ballade Graeme and Bewick bei Schild III, 77. Auch sie ist im Stile des Volksliedes übersezt von Rosa Warrens (S. 99—105), die es als ein „Lied von übrigens zweifelhaftem Werth“ bezeichnet, sodaß sie ihm nur aus Rücksicht auf die darin enthaltene Anspielung auf die Uralte und bei vielen Völkern einst heimische Sitte der Blut- und Waffenbrüderschaft einen Platz gegönnt habe. Sehr mit Unrecht; denn das Gedicht hat vortreffliche und wirkungsvolle Züge, bedarf jedoch freilich, namentlich in seinem ersten Teile, der Umgestaltung. In der alten Ballade trinkt Lord Graeme Herrn Robert Bewick auf das Wohl ihrer beiden Söhne zu; der Trunk wird jedoch von dem letzteren abgelehnt, weil Christie Graeme dem jungen Bewick nicht an Gelehrsamkeit gleich komme; nur dann würden sie „zwei Brüder kühn“ sein können. Und der alte Graeme begegnet seinem mißratenen Sohne mit den Worten: „Ich sandt' dich zur Schule, du hast nichts gelernt, Ich kaufte dir Bücher, du lasest sie nicht; Drum sei mein Segen dir immer fern, Bis ich seh', wie dein Arm gegen Bewick sicht.“ Das ist mehr als seltsam. Ich habe eine freie Erfindung dafür eingesetzt, die vielleicht dem ursprünglichen, allmählich verwischten Gedanken der Dichtung nahe kommt. Mußte einmal stärker geändert werden, so habe ich geglaubt mir auch eine Nationalisierung des Gedichtes erlauben zu dürfen: aus dem schott. Grenzgebiet ist das Rheinufer, aus Carlisle Worms, aus dem älteren und jüngeren Bewick ein Rumold und Dankwart, aus dem älteren und jüngeren Graeme ein Gregor und Walter geworden. Die 2 × 14 Strophen der Vorlage sind von mir zu 11 + 13 Strophen verkürzt.

Die Blutbrüder.

- | | |
|--|--|
| <p>1. Herr Rumold sitzt und Herr Gregor
Zu Worms gar wohlgenut beim Wein.
Sie reden von manchem grimmen Strauß
Und schenken tapfer dazwischen ein.</p> <p>2. „Herr Rumold, dieser Trunk gilt euch!
Der zweite — frisch den Humpen zur Hand! —
Ihn bringen wir unserm Bubenpaar,
Den Besten nach uns im ganzen Land.“</p> <p>3. „Bei Gott, ihr irret, Herr Gregor!
Euer Söhnlein ist ein Pfaffenknecht.
Er duftet nach ödem Pergamen;
Tonsur und Kutte wären ihm recht.</p> <p>4. Er paßt drum nimmer zu meinem Sohn.
Wann klang das Schwert in seiner Faust?
Wann zwang sein Schenkel den Friesenhengst,
Der über die rote Heide braust?“</p> <p>5. Und stumm erhebt sich Herr Gregor,
Besteigt sein Grauroß allsogleich. —
„Willkommen, Vater! Wie dampft der Leu!
Was schaut ihr so finster und totenbleich?“</p> <p>6. „Zu Worms vernahm ich gar bitterm Hohn:
Du seiest ein Pfaffen- und Bücherknecht;</p> | <p>Du miedest das Schwert, du miedest den Hengst,
Tonsur und Kutte seien dir recht.</p> <p>7. Bist kein Genos für Rumolds Sohn;
Mein Vaterlegen, er bleibt dir fern,
So lang dein Arm sich nicht erprobt
An jenem Ausbund junger Herrn.“</p> <p>8. „Mein alter Vater, verhüt' es Gott!
Weh, dieser Kampf, nie thät' er gut!
Wir beide schwuren den Bruderbund,
Wir einten im Becher unser Blut.“</p> <p>9. „D schweig, du Träumer und zager Knecht!
Und tilgt dein Schwert den Schimpf nicht aus:
Hier ist mein Handschuh, heb' ihn auf!
Dein Vater heut dir blutigen Strauß.“</p> <p>10. Der Alte geht zum Waffensaal,
Der Junge geht ins Kämmerlein.
Er sinkt in den Sessel; das Blutmal brennt:
„D Gott, du wollest mir gnädig sein!“</p> <p>11. Vergieß' ich des Bruders heilig Blut,
Grüßt nie mich wieder ein Menschenherd.
Doch treff' ich des alten Vaters Brust,
Trifft mich des Himmels Racheschwert.“ —</p> |
|--|--|

- 2.
1. „Wer sprengt so trübig durch den Grund?
Wer reitet in unsern Hof so kühn?
Willkomm, mein Bruder, gottwillkomm!
Nun soll im Ries die Waidlust sprühn.“
 2. „O weh, mein Bruder, o dreimal weh!
Ich bin ein Schimpf für unsern Bund.
Dein Vater schalt mich einen Wicht.
Drum auf zum Kampf im Erlengrund!“
 3. „Mein treuer Bruder, verhüt' es Gott!
Weh, dieser Kampf, nie thät' er gut!
Wir wählen der Freunde drei und drei,
Die schlichten den Hader stillgemut.“
 4. „O schweig, mein treuer Bruder, o schweig!
Mein Herz hat blutend den Kampf gelobt.
Der Vatersegen, er bleibt mir fern,
Bis ich den Arm an dir erprobt.“
 5. Sie kämpfen stumm der Stunden zwei,
Es schallt der Wald von Schlägen mild;
In Strömen heiß wohl rinnt der Schweiß,
Doch nicht ein Tröpflein Blutes quillt.
 6. Da trifft jung Walter den Rumolds-Sohn;
Nie ward so grimmer Streich gethan;
Die linke Seite, sie klast ihm weit,
Und lautlos sinkt er auf grünen Plan.
 7. „Steh auf, steh auf, mein Bruder treu!
Drei Worte gönne mir unverweilt:
Ob eines Zauberweibes Spruch
Die tiefe Wunde dir noch heilt.“
 8. „Hinweg, hinweg, mein Bruder treu,
So rasch dich trägt dein gutes Pferd!
Oh' Kunde wird von deiner That,
Flieh Leut' und Land, flieh Haus und Herd!“
 9. „O schweig, o schweig, mein Bruder treu!
Ich weiche nimmer von deiner Seit.
Wir mischen unser Blut aufs neu
Zum Bund für alle Ewigkeit.“
 10. Er stößt den Schwertknäuf in den Grund,
Thät einen Sprung gar kühn und gut.
Sein Herz steht still, sein Auge bricht;
Sein Blut rinnt nieder zu Dankwärts Blut.
 11. Wer kommt? wer beugt sich über das Paar?
„Steh auf, du Sieger, du Rumolds-Sohn!“
„O schweig! Ihr waret dem Ruhm so hold;
Drum ward euch, Vater, so böser Lohn.“
 12. Wohl leb ich' noch, wohl ist er tot,
Doch beide Wunden schuf sein Stahl.
Er war ein buchgelehrter Gesell,
Ein schwertgewaltiger Held zumal.
 13. Nun grabt ein Grab gar lang und breit,
Das still uns beide fassen kann.
Jung Waltern gebt die Sonnenseit,
Weil seine Faust den Sieg gewann.“

Robert Burns.

Die Engländer, besonders die Schotten, begehen am 21. Juli d. J. eine Gedächtnisfeier: an diesem Tage wird ein Jahrhundert seit dem Tode ihres großen Sängers verlossen sein. Er ist in demselben Jahre wie Schiller geboren, und wie im Jahre 1859 alles, was deutsch redete, seinem Lieblingsdichter eine der großartigsten Huldigungen darbrachte, von denen die Geschichte zu erzählen weiß, so feierte damals die englische Bevölkerung aller Weltteile den Dichter der schottischen Niederlande, der einen großen Teil seiner unsterblichen Lieder hinter dem Pfluge gesungen hatte. Von Not und Sorgen aufgerieben ist er im Alter von 37½ Jahr in ein vorzeitiges Grab gesunken. Seitdem sind ihm vornehme Standbilder errichtet; bei der Enthüllung des einen soll seine greise Mutter in schmerzlicher Bewegung geäußert haben, daß ihr Sohn sich vielleicht noch des Daseins erfreuen würde, wenn dem Lebenden an Geld und Gut zuteil geworden wäre, was zur Ehrung des Toten opferfreudig dargebracht worden. Seitdem ist auch ein Burns-Museum errichtet, das eine Sammelstätte für alle „Burnsiana“ werden möchte; seitdem sind schier unzählige Ausgaben seiner Werke erschienen, an denen mancher Buchhändler ein schönes Stück Geld verdient haben dürfte. Auch andere Kulturvölker haben sich den Sänger so herzbezwingender Lieder anzueignen gesucht: in neuerer Zeit die Franzosen, Italiener, Tschechen; lange vor ihnen, auf Goethes Anregung hin, die Deutschen, von denen sich bis jetzt etwa 25 Männer und Frauen der Feder an seiner Übertragung versucht haben. Ich selbst habe in den Guten Stunden (Klingenstein, Salzwedel 1886) zunächst 61, dann in meinem Burns (Spaner, Leipzig 1889) noch weitere 127 Gedichte des Schotten verdeutschet. Eine vollständige Übertragung besitzen wir noch nicht. Sie ist auch heute noch die Lebensaufgabe, die ich mir gestellt und während des letzten Jahrzehnts keinen Tag aus dem Auge verloren habe. Aber eiligere und für einen Deutschen noch dringlichere Aufgaben sind

mir unerwartet von heimischen Verlegern nahe gelegt worden: die Erneuerung des Besten, was unser vaterländisches Mittelalter an Dichtungen geschaffen hat, durch lesbare Nachschöpfung für die deutsche Schule und das deutsche Haus. Was ich für das Gedächtnisjahr 1896 ursprünglich geplant hatte: die Darbietung des ganzen Burns für unser Volk, hat unausgeführt bleiben müssen; ich bin genötigt mich für dieses Jahr mit bescheidenen Abschlagszahlungen abzufinden: mit kleinen litterar-geschichtlichen Beiträgen, die ich schottischen Gelehrten für ihre bevorstehenden Burns-Veröffentlichungen gern geliefert habe, und mit den neuen Uebersetzungsproben, die ich hier biete. Mein Pult birgt ihrer viel mehr, doch Raummangel zwang zu so strenger Begrenzung. Immerhin können sie dem Leser das Bild des Dichters, der vorzugsweise als Erotiker bekannt ist, etwas vervollständigen. — 3 von den 4 Gedichten haben im Original mundartliche Beimischungen; ich habe letztere diesmal nicht besonders nachgebildet, bin aber wenigstens bedacht gewesen, durch Anwendung einiger seltenerer Wörter, deren Einbürgerung wünschenswert sein würde, meiner Verdeutschung etwas von Lokalfarbe zu verleihen. Brühl = Ager mit vereinzeltm Gebüsch. Bühl = Hügel. Forch = Forelle. Galm = Vogelsang. Lei = Fels (vgl. Lorelei).

Stagelied eines schwer heimgefuhten Pächters.

Aus dem 18. Lebensjahre des Dichters. Schilderung der drückenden Lage seines ausgezeichneten Vaters auf der Pachtung Mount Diphant, im südwestlichen Teile Schottlands. Burns-Ausgabe v. Paterson I 43.

- | | |
|--|---|
| 1. Längst rastet der Sonne Ball,
Und der Schlummer waltet im All.
Ich sit' allein, von Gram und Pein
Gefoltert je und je.
Weh, flüchtiges Glück, o weh! | Wie's ihnen einst ergeh'.
Weh, flüchtiges Glück, o weh! |
| 2. Der Liebling des Glückes ruht,
Taub gegen des Sturmes Wut.
Das Elend nur, es lauscht mit mir,
Wie's heult durch Land und See.
Weh, flüchtiges Glück, o weh! | 5. Einst war ich des Glückes Beispiel,
Einst küßt' ich der Thränen so viel;
Heut gönnt mir's nicht den Notbedarf,
Wie ich auch ring' und fleh'.
Weh, flüchtiges Glück, o weh! |
| 3. Dort schläft meines Herzens Trost,
Für ein Weilchen von Träumen gelost,
Des Jünglings Stolz — nun so geknickt!
Hier nagt's, wenn ich dich seh'.
Weh, flüchtiges Glück, o weh! | 6. Kein Trost, kein Steden und Stab!
Wie süß doch wäre das Grab!
Doch was begönnen Weib und Kind,
Wenn ich von hinnen geh'?
Weh, flüchtiges Glück, o weh! |
| 4. Ihr schlafen die Kleinen im Arm,
So hold und noch fremd dem Harm!
Doch stöhnt mein Herz vor Angst und Schmerz | 7. Wo poch' ich? wo fehr' ich ein?
Kein Freund! verlassen, allein!
Ich weiß, mir tagt in dieser Welt
Kein neuer Friede je.
Weh, flüchtiges Glück, o weh! |

Grabchrift auf meinen unvergeßlichen Vater.

West. zu Lochlie 13. Febr. 1784; sein Grabstein auf dem Kirchhof zu Alloway trägt die vom Sohne gedichtete Inschrift. Die letzte Zeile ist dem Dichter Goldsmith entlehnt. Ausg. v. Paterson I, 43.

- | | |
|---|--|
| Du, dessen Aug des Mitleids Thräne schmückt,
Bernimm und tritt in frommer Scheu herzu:
Ein treues Haupt, das Weib und Kind beglückt,
Ein hochgesinnter Freund fand hier die Ruh; | Ein weiches Herz, das mit dem Harm geweint,
Ein stolzes, das nicht Sklavensurcht gekannt;
Ein Freund der Menschen, nur dem Laster feind:
„Sein Irren war der Tugend noch verwandt.“ |
|---|--|

Menie.

Ausg. v. Paterson I, 223. Menie nach Burns eine Abkürzung von Marianne, nach anderer Auffassung von Marion; für Jeanie eingesetzt. Das Gedicht (Frühling 1786) geht auf Jeanie Armour aus Mauchline, deren Vater eine Verbindung seiner Tochter mit dem verarmten Pächter von Kogiel, dem Vereschmied und Freigeist (B. bekannte sich zu einem gemäßigten Calvinismus), nicht dulden wollte. Der gleich darauf hochberühmt gewordene Dichter (1. Ausg. seiner Gedichte Kilmarnock Sommer 1786) erhielt jedoch Jeanies Hand Sommer 1788. Unser Gedicht führt die einzelnen landschaftlichen Scenen in der Reihenfolge vor, in der sie dem Auge des unstät umherirrenden Dichters sich dargeboten haben; vgl. das Gedicht Peggy (Aus gut. St. S. 135 Herbstlust).

- | | |
|--|--|
| 1. Wohl schmückt nun die Natur ihr Kleid
Mit Frühlingsblumen wie zum Fest;
Es blüht von frischem Taugeschmeid
Ihr laubig Haar und walt im West. | Dies kohlschwarze Falkenag
Raubt jedem Menschenkind die Ruh. |
| 2. Doch Menie hat mein Herz berückt,
Und Hojn nur spricht ihr Blick mir zu. | 3. Vergebens lockt der Weichendust,
Vergebens grüßt der Primelhang,
Vergebens schallt aus Hag und Schluff
Des Hänslings und der Drossel Sang. |

- 2.
1. „Wer sprengt so trübig
Wer reitet in unsern
Willkomm, mein Bruder,
Nun soll im Ries die
2. „O weh, mein Bruder,
Ich bin ein Schimpf
Dein Vater schalt mich
Drum auf zum Kamp
3. „Mein treuer Bruder, ve
Weh, dieser Kampf, r
Wir wählen der Freunde
Die schlichten den Ha
4. „O schweig, mein treuer
Mein Herz hat blutent
Der Vatersegen, er bleib
Bis ich den Arm an
5. Sie kämpfen stumm der
Es schallt der Wald
In Strömen heiß wohl
Doch nicht ein Tröpf
6. Da trifft jung Walter d
Nie ward so grimmer
Die linke Seite, sie klaff
Und lautlos sinkt er
7. „Steh auf, steh auf, me
Drei Worte gönne m

Die Engländer, besond
an diesem Tage wird ein
ist in denselben Jahre wie
seinem Lieblingsdichter eine
erzählen weiß, so feierte da
schen Niederlande, der einen
hatte. Von Not und Sorg
gesunken. Seitdem sind ihr
seine greise Mutter in schmer
Daseins erfreuen würde, wen
des Toten opferfreudig dar
eine Sammelstätte für alle
seiner Werke erschienen, an d
Auch andere Kulturvölker h
in neuerer Zeit die Franzose
die Deutschen, von denen si
tragung versucht haben. Z
zunächst 61, dann in mei
Schotten verdeutschte. Eine
noch die Lebensaufgabe, die
dem Auge verloren habe.



weibes Spruch
unde dir noch heilt."
eg, mein Bruder treu,
h trägt dein gutes Pferd!
d von deiner That,
ld Land, stieh Hans und Herd!"
schweig, mein Bruder treu!
immer von deiner Seit.
iser Blut aufs neu
für alle Ewigkeit."
Schwertknauf in den Grund,
Sprung gar kühn und gut.
t still, sein Auge bricht;
unt nieder zu Dankwärts Blut.
er beugt sich über das Paar?
u Sieger, du Numolds-Sohn!"
hr waret dem Ruhm so hold;
euch, Vater, so böser Lohn.
noch, wohl ist er tot,
Wunden schuf sein Stahl.
chgelahrter Gesell,
gewaltiger Held zumal.
Grab gar lang und breit,
ns beide fassen kann.
gibt die Sonnenzeit,
faust den Sieg gewann."

i d. J. eine Gedächtnisfeier:
Sängers verfloßen sein. Er
859 alles, was deutsch redete,
e, von denen die Geschichte zu
tteile den Dichter der schotti-
hinter dem Pfluge gesungen
Jahr in ein vorzeitiges Grab
er Enthüllung des einen soll
hr Sohn sich vielleicht noch des
worden wäre, was zur Ehrung
Burns-Museum errichtet, das
nd schier unzählige Ausgaben
ück Geld verdient haben dürfte.
er Lieder anzueignen gesucht:
, auf Goethes Anregung hin,
en der Feder an seiner Über-
Klingenstein, Salzwedel 1886)
noch weitere 127 Gedichte des
ch nicht. Sie ist auch heute
n Jahrzehnts keinen Tag aus
och dringlichere Aufgaben sind

4. Red treibt der Bub sein Flügelspann,
Der Sämann stapft mit Frohbedacht:
Mein Leben hält ein öder Bann,
Ein Traum, aus dem es nie erwacht.
5. Das muntre Bläßhuhn furcht die Flut,
Das Entenvögellein lärmt im Ried,
Der stolze Schwan zieht stillgemut —
Nings eitel Glück, das mich nur sieht.
6. Der Schäfer schlief den Pferch gemach
Und flüet über Moor und Brühl,
So trifft mein Frgang wild und jach
Ihn auf dem thaubeneigten Bühl.

Unterthänige Bitte des Bruarflusses an den edlen Herzog von Athole.

Baterson II. 71. Entstanden auf einem Ausfluge des Dichters in die schott. Hochlande. Am 1. u. 2. Sept. 1787 war er Gast des Herzogs von Athole. Das Gedicht versetzt uns in das Gebiet des Tay und seiner Nebenflüßchen.

1. Herr, keinem Harm, der dich beschwor,
Hast du dich je versagt;
Drum such getrost dein edles Ohr
Dein Knecht, von Leid geplagt.
Gott Phöbus spricht vom Himmelsdom
Die ärgste Sommerglut
Und döret mir meinen Silberstrom
Und trinkt mein Lebensblut.
2. Die Forch, die ohne Ruh und Ziel
Durchs Wasser fließt und hüpfet
Und in dem festen Gaultelspiel
Bis dicht ans Ufer schlüpfet:
Verweilt sie dort, indes im Brand
Mein letztes Blut versieget,
So hält sie das Gestein gebannt,
Bis röchelnd sie erliegt.
3. Ich weinte jüngst vor Jörn und Scham:
Hals trocken war ich traun,
Als Dichter Burns vorüber kam —
So kläglich mich zu schaun!
Doch glaub' ich fast: auch wie ich war,
Gelobt' er mir ein Lied.
War ich im Bollglanz, wär' er gar
Anbetend hingekniet.
4. Hier schäum' ich von der Felsenkluft
Und stürme wirbelnd fort,
Und hoch am Wehr sprüht Silberdust
Mein siedend Wasser dort.
Bin jedes Bachs und Bornes froh,
Den mir Natur beschert.
Man jeh' ein Weilchen nicht: hallo,
Bin des Besuchs schon wert.
5. Erfüllte meinen schönsten Traum
Des Herren Edelmut:
Mit Hagebusch und Niesensaum
Umwob' er meine Flut.
Dann labt, o Herr, dir Aug' und Ohr
An meinem Bord ein Gang:
Ein hochbeglückter Vogelchor,
Er jauchzt die holden Dank.
6. Die fromme Lerche jubelt hell
Vom Himmel ihren Psalm;
Der Tonkunst frohster Gutgefell,
Der Goldfink teilt den Galm.
7. Wenn selig in Maßliebchens Arm
Die Lerch' erwacht und jauchzend kreist,
Dann schleich' ich heim mit meinem Harm,
Ein müder, tagescheuer Geist.
8. Komm, Wintergraus, stürm' ein und aus,
Daß dumpf der nackte Wildwald ächzt,
Wenn's um mich tost, das ist ein Trost,
Nach dem mein ödes Herze lechzt.
9. Ach, Menie hat mein Herz berückt,
Und Pohn nur sprüht ihr Blick mir zu.
Dies tohl-tohlschwarze Falkenaug
Raubt jedem Menschentind die Ruh.
7. Das birgt sich hier vor Sturmeswut,
Von dichtem Laub bedekt;
Auch schlüft hier Häslein Vangemut,
Im tiefen Gras versteckt.
Der Schäfer wählt hier seinen Sitz,
Nicht Kränze blumig-rot;
Hier duckt er unter, wenn der Bliz
Mit jähen Scha'ern droht.
8. Verflohen trifft ein Paar sich hier
In süßem Stellbichein;
Der Welken Gold und Glanz und Bier
Bedünkt ihm eitel Schein.
Solch Himmelsstündlein kränze reich
Der Blumen Eisenchwarm;
Den Herzbund schirme müttergleich
Der Birke trauter Arm!
9. Die Maienfrühe locht wohl auch
Den Säng'er einst herbei.
Er labt sich an dem Silberhauch
Auf Brühl und Halb' und Lei
Er schweift, wenn mild durchs Herbstgeäst
Des Schnitters Dämpfchen blinkt,
Zu meiner Hochstut, die dem West
Ihr dumpfes Nachtlid singt.
10. Von Tannen stolz, von Eschen kühl
Sei mein Geländ' umschmiegt;
Sie lächeln auf den Wogenpühl,
Der ihre Schatten wiegt.
Die Balsambirk' im Weißblattschmuck
Sei meiner Klippen Bier,
Fagrosen auch zum Unterduck,
Der Böglein Lustrevier.
11. Dann soll — Altschottlands Herzbegeh'r —
Dein Häuslein hold und zart
Dem Vaterland zu Schmuck und Wehr
Erbühen nach Ahnenart!
Dann schall' es, wo der Becher kreist,
Im fernsten Dorf und Sädtyen:
„Hoch! Atholes wackre Männer preist
Und Atholes jaubre Mädchen!“

